



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Horath, Clara: Das Gnadenfest der heiligen Anna

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mehr noch als das Heimweh in der Fremde sollte dieses schwerste Ereignis seines Lebens Sturm zum Dichter in reichem, reifem Sinne schmieden. Das spürt — denke ich — jeder, der die Gedichte der kommenden Jahre und die Reihe der Novellen von Aquis submersus bis zum „Schimmelreiter“ verfolgt. Ein solches Leid wühlt die Tiefen der Seele auf und wirkt fort, auch wenn neues Glück erblüht und „der Schmerz sich Well' um Welle schlafen leget“.



Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath



in Land, in dem der Geist der Vergangenheit König ist, altes Herkommen das Recht vertritt und der Aberglaube die Religion ausmacht, ein Land voll phantastischer Schönheit, voll wilder, schwermühtiger Poesie, das ist die Bretagne.

In einer Ecke dieses meerumbrandeten, seltsamen Landes steht auf kahler Düne eine Kirche, die Kirche der heiligen Anna-von-der-Palude, der großen Wundertäterin, der Schutzpatronin der Seefahrer.

Nicht weit davon liegt ein altes unansehnliches Bauerngehöft. In dem verwahrlosten Hause wohnt Jan Kerlaz, der Pächter, bei dem die Pilger den Schlüssel zur Kirche holen können. Doch ist dieser Jan Kerlaz selten daheim anzutreffen, sein Küsteramt verwaltet an seiner Statt ein Kind, die kleine Gwennola. In letzter Zeit aber macht eine arme, heimatlose alte Frau, Mutter Monik, die sich in einer verlassnen Zollwächterhütte droben auf den Klippen eingemietet hat, ihr dies Amt streitig. Mutter Monik ist nicht mehr aus dem Hause der heiligen Anna zu vertreiben, sie lehrt die Steinfliesen, wischt den Staub, zündet die Kerzen an, empfängt die Pilger und richtet in deren Auftrag lange altmodische Gebetsansprachen an die liebe Heilige. Und Gwennola läßt sie großmütig gewähren, aus Mitleid, weil die arme Mutter Monik keine andre Freundin auf Erden mehr hat als die gute Heilige, keinen andern Trost, keine andre Freude als diese milde Freundin aller Leidenden, aller Friedlosen, aller Wittven und Waisen. Denn Mutter Monik sind außer dem Mann auch alle Söhne ertrunken, und vom Jüngsten hat sie nicht einmal den Totenschein erhalten können, Gott weiß, in welcher fernem Meerestiefen sein Leichnam liegt. Nicht als ob das etwas ungewöhnliches wäre. Nein, das Leid Mutter Moniks ist fast alltäglich zu nennen, sie teilt es mit vielen, vielen bretonischen Frauen. Auch der kleinen Gwennola sind drei Brüder entrisen worden von der wilden See, deren Sang Tag und Nacht ruhelos das einsame Haus umkreist, in dem sie seit der Mutter Tod als Hausfrau waltet. Seit sie den wassertriefenden Leichnam des Letzten dem Vater ins Haus getragen hatten, ist mit dem fleißigen, gutmütigen Mann eine traurige Wandlung vor sich gegangen. Er hat alle Arbeitsfreudigkeit verloren und hat das Trinken angefangen. Der Pächter von der Palude ist jetzt häufiger im Wirtshaus in Douarnenez, der nächsten Stadt, als bei sich daheim anzutreffen, und sein altkluges, wirtschaftliches Töchterchen schaut oft lange nach ihm aus, wenn er gar so lange nicht heimkommt.

Heute aber hatte das Kind nicht Zeit, vor's Haus hinauszulaufen, nähte es doch der lieben Heiligen das Festkleid. Der freundliche Pfarrherr aus Douarnenez, der sie für ihre erste Kommunion vorbereitete, hatte ihr dies ehrenvolle Amt übertragen, nachdem sie ihm überzeugende Proben ihrer Nähkunst unter die Augen gehalten

hatte. Er war ein freundlicher Herr, all ihr bißchen Wissen verdankte sie ihm, denn sie ging in keine Schule und ermangelte jeglichen Verkehrs in ihrer Düneneinsamkeit. Er hatte ihr von der heiligen Anna= von= der= Palude erzählt. Wie die als alte Frau auf ebenderselben Düne in einer Einsiedlerklause gewohnt hatte, da wo jetzt ihre schöne Kirche stand. Und die alte Heilige hatte unaufhörlich gebetet für alle Kranken und alle Seefahrer, bis ihre Augen sich in leuchtende Sterne verwandelt hatten, die weit übers Meer hinstrahlten und dessen wilde Launen sämftigten. Nach ihrem Tode aber war ihr Leichnam spurlos verschwunden. Erst viele Jahre später hatten ein paar Fischer ein versteinertes Frauenbild in ihren Netzen aufgefischt und als sie es von Tang und Muscheln gesäubert hatten, die alte Heilige in ihm erkannt. Da wurde eine Kirche auf die Düne gebaut und das wundertätige Bild hineingestellt.

Ja, das war eine schöne Geschichte. Aber schöner, grausig schöner war doch die andre, die ihre verstorbene Mutter ihr erzählt hatte. Die handelte von einer bösen Heidin, von der schönen Ahès, der grünäugigen, goldhaarigen Königstochter, die einst in grauer Vorzeit hier in der Gegend ihr Wesen getrieben hatte. Sie war die Tochter des Königs Oralon, der in der prächtigen großen Stadt Ker=Is gelebt und regiert hatte, in der Märchenstadt, die mit allen ihren Palästen und Kirchen eines Tages ins Meer versunken war. Noch heute lag sie auf dem Meeresgrunde. Ihr jüngster Bruder hatte einmal kurz vor seinem Tode an einem klaren Tage, wo das Meer so glatt wie ein Spiegel dalag, tief unten im Wasser die Binnen der Paläste und die goldnen Spitzen der Türme geschaut. Vielleicht hatte er auch die schöne, böse Ahès gesehn? Und sie hatte ihn dann heruntergerissen?

So hatte sie es ja immer getrieben, auch damals, als sie noch lebendig hier herumging. Ihre Haare hatten bald rot wie die Sonne, bald silbern wie Mondlicht geleuchtet, und ihre grünen Augen hatten geschillert wie der Meerespiegel. Sie hatte in einem großen Palaste gewohnt, aus Kristall und Edelsteinen erbaut. Da hatte sie oft aus dem Fenster geschaut und ihre schönen Haare im Winde flattern lassen und wenn sie einen Fischerburschen vorüberschreiten sah, das Netz auf der Schulter, jung und kräftig und unbedacht, so hatte sie ihn heraufgewinkt. Drinnen aber in ihrem kostbaren schillernden Gemach hatte sie vor ihm getanzt, hatte ihn Vieder gesungen, und endlich hatte sie ihn geküßt, und an dem Kuß war er gestorben. So sündhaft hatte sie es getrieben, bis es Gott im Himmel endlich nicht länger mit ansehen mochte und die ganze Stadt um der Sünden der Königstochter willen ins Meer versinken ließ.

Das war die Geschichte der schönen, bösen Heidin Ahès, an die Gwennola ebenso fest glaubte wie an die christliche Heilige, die ihre Bretonen so sehr liebte, daß sie noch jetzt, nachdem sie schon lange, lange tot war, die Seeleute schützte und die Kranken heilte, so wie der Geist der andern noch heute im Meere jenen Spuk trieb und die armen Schiffer in die Tiefe zog.

Diese beiden verschiednen Frauen waren die Götzen des unwissenden, leidenschaftlichen Kindes, das einsam auf meerumbrandeter Düne wohnte. Die eine liebte es öffentlich und sah mit guten frommen Augen zu ihrem Wilde auf, die andre aber liebte es im geheimen, fast gegen seinen Willen, einem innern unverständlichen Drange gehorchend.

Gern schlich es sich in den nahen Wald von Plomarc'h, wo die geheimnisvollen, stillen Seen unter den alten Buchen träumten. Hierher sollte einst die schöne Ahès in Begleitung der blonden Jungfrauen aus Ker=Is gekommen sein, um ihr Bienen in dem klaren Wasser zu waschen. Das Wasser hatte die Farbe ihrer Augen, das Moos den feinen Duft ihres Haares festgehalten bis auf den heutigen Tag. So sagten die Leute wenigstens, und Gwennola glaubte es ihnen gern. Stertig spähte

sie in den stillen Waldsee hinein und glaubte die Augen der heidnischen Königstochter darin zu erblicken. Doch es waren ihre eignen Augen, die sie sah. Die waren grün und schillernd wie die der keltischen Prinzessin, und zu verwundern war das nicht, war die kleine Gwennola doch eine Bretonin und redete noch dasselbe keltische Idiom, das einst in grauer Vorzeit die Bewohner der Stadt Ker-Is gesprochen hatten. Sie trug auch einen stolzen Namen, der in den Gefängen alter Warden schon geklungen hatte: Gwennola! Der Vater hieß sie zwar nur kurzweg Nola, und die alte Monik nannte sie gar Nolaik, das heißt so viel wie liebe kleine Nola. Aber Gwennola war sie getauft, und darauf war sie stolz.

Mit dem ernstesten Gesichtsausdruck einer kundigen und geschäftigen Person stand die kleine Näherin jetzt auf und breitete noch einmal ihre verschiedenen Kunstwerke auf dem Tische aus, das steife rote Kleid, die bunte seidne Taschenschürze und die graue Witwenhaube, zu der ihr Mutter Moniks Kopfbedeckung als Muster gedient hatte. Denn die heilige Anna war eine gute Bretonin gewesen und trug die alte Landes-tracht, die sich seit Jahrhunderten unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Einen schnellen Blick warf sie nach dem Nagel neben der Tür. Er war leer. Natürlich hatte sich die alte Monik schon den Schlüssel geholt und war nun längst an der Arbeit in der Kirche. Da raffte auch sie eilig die Kleider für die Heilige zusammen und lief damit zur Kirche. Sie fand die alte Frau inmitten eines grünen Berges von Esuranen, Tannenreisern und Stechpalmen sitzen.

Guten Morgen, Mutter Monik, rief sie ihr zu. Fängst du schon an den Girlanden an? Hier hab ich die Kleider für die liebe Heilige. Da sieh den Saum an vom Rock, ich habe ganz kleine Stiche gemacht, man sieht sie kaum!

Über das runzlige, schwermütige Greisinnenantlitz glitt ein Lächeln. Ich sehe gar nichts von den Stichen, mein Herzchen. Du hast es schön gemacht, Nolaik, die Heilige wird es dir danken!

Diesmal will ichs ihr auch selbst anziehen. Wenn ich mir die Bank dort herandrücke und hinaufsteige, bin ich groß genug, meinte Gwennola eifrig.

Aber da stand die Alte hastig auf und legte die welke Hand fest um den Arm des Kindes.

Laß mich das tun, sagte sie, es schickt sich besser für mich.

So ernst war der Ton ihrer Stimme, daß das Kind gehorsam zurücktrat und ihr stumm die kleinen Gewandteile hinreichte.

Monik kniete zuerst vor dem Säulensockel nieder, auf dem das alte grün angelaufne Steinbild der heiligen Anna stand, und sprach leise murmelnd ein Gebet. Dann tauchte sie die Hände ins Weihwasserbecken und begann voll Andacht, mit mütterlich schonender Hand die Heilige ihres alten staubigen Gewandes zu entkleiden und ihr Nolas Kunstwerke Stück für Stück mit liebevoller Langsamkeit anzulegen. Das Kind stand stumm mit großen Augen daneben. Und als Mutter Monik jetzt der Heiligen die Haube aufsetzte und die zwei alten Gesichter, das steinerne und das lebendige, für eine Weile dicht zusammenkamen, entschlüpfte ihr ein Ausruf der Verwunderung.

Wie ihr euch ähnlich seht, du und die Heilige, Mutter Monik! Als ob ihr Schwestern wäret!

Die Alte nickte. Wie sollten wir auch nicht? Böse Menschen haben ihr den lieben Enkelsohn getötet, mir hat das böse Meer die Söhne geraubt, wir haben beide viel blutige Tränen geweint, und beide sind wir in Plounevez-Portzah zur Welt gekommen. Da ist nichts zu verwundern, mein Herzchen!

Da nickte das Kind verständnisvoll und gab sich zufrieden. Geschäftig machte es sich nun daran, die vielen wunderlichen Weihgeschenke abzustauben, die um die Heilige her an der Wand hingen, die Krücken, die wächsernen Beine, Hände und

Füße, das blutbefleckte Verbandzeug. Das waren alles Gaben der Dankbarkeit, sprechende Zeugnisse der wunderbaren Heilungen, die St. Anna vollbracht hatte.

Plötzlich hörten sie draußen auf dem gepflasterten Vorplatz der Kirche ein großes Getrappel von Holzschuhen. Gleich darauf betrat ein junger Priester das Gotteshaus. Ihm folgten, lautlos auf Strümpfen — die Holzschuhe hatten sie draußen stehen lassen — eine Schar Schulkinder.

Gwennola wich scheu in die hinterste Ecke zurück. Aber der Priester, der junge Rektor aus Douarnenez, trat vor die neugekleidete Heilige, nickte dann der kleinen Nola freundlich zu und lobte ihre fleißige, geschickte Hand. Da starrten viele neugierige Kinderaugen sie an.

Nun wollen wir an die Ausschmückung gehn, sagte der Priester. Grüne Zweige sind genug vorhanden, wie ich sehe. Nun frisch an die Arbeit. Mutter Monik soll die Oberleitung haben.

Da setzten sie sich alle zu Boden um Mutter Monik herum, und dieselben liefen zwei Tränen über die gefurchten Wangen herab, aber ihre Augen leuchteten.

Ach, ihr lieben, lieben Kinder! sagte sie. Es war ihr solange nicht mehr geschehn, ihr, die sich aus dem Leben in die Einsamkeit und den Frieden der Palude geflüchtet hatte, unter fröhlicher, lebensfrischer Jugend zu sitzen.

Gwennola hatte sich aber eilig und lautlos davongeschlichen. Draußen wußte sie mit kagenhafter Gewandtheit das ungeordnete Regiment verlassener Holzschuhe zu überspringen, ohne daß eine Laut ihre Flucht verraten hätte.

Halbwegs zwischen der Kirche und ihrem Haus aber blieb sie plötzlich stehen, wie festgebannt.

Die Kinder hatten begonnen der Heiligen ein „Gwerz“, ein frommes Lied, zu singen. Hell und schön schallte der Gesang zu Tür und Fenster der Kirche heraus.

Aber dann lief Gwennola doch weiter ihrem stillen Hause zu. Sie fürchtete sich vor Kindern. Die waren anders als sie selbst, das fühlte sie, und das mochte sie sehen ihnen gegenüber. Sie wußte nur mit Erwachsenen umzugehen. Ja, übermorgen, wenn die Fremden kamen, die Pilger, die Bettler, die Jahrmartskleute! Da wollte sie sich tummeln! Das war ihr Tag! Und dann erst der Sonntag selbst, der Haupttag, der Gnadentag, wo die großen Wunder an den Kranken geschahen, und wo die Prozession dreimal um die Kirche herumzog!

Sie hatte jetzt nirgends mehr rechte Ruhe, nicht im Haus und nicht im Stall, weder am Tag noch in der Nacht. Die Erwartung des Festes machte ihr Blut fiebern. Ihre bunte Festschürze lag bereit, und über die neue duftige weiße Spitzenhaube hatte sie sorgsam ein Papier gebreitet, damit sie ihre schneeige Weiße nicht einbüßen möchte. Der Vater fuhr hin und her mit einem geduldigen Pferdchen. Das mußte die schweren Eiderfässer von Marie-Ange aus Douarnenez nach dem Festplatz ziehen. Marie-Ange, die für gewöhnlich in den Hallen Fische feilhielt, wollte wieder wie im vergangnen Jahr ein großes Leinwandzelt aufrichten und darin Getränke auschenken und Würste kochen und sie, Gwennola Kerlaz, durfte ihr dabei helfen. An Marie-Ange war nichts schön als der Name, sie war ein dickes, lärmendes Weib, aber sie imponierte der kleinen Gwennola gewaltig.

Und endlich kam der Samstag. Und mit ihm, als erste Ginnehmer des Festplatzes, ein paar bunte Jahrmartswagen und das zweideutige, phantastische Volk, das sie zu begleiten pflegt.

Da stand nun Gwennola vor den Wagen und starrte sich fast die Augen aus dem Kopf. Ihre Augen hatten einen Schein wie grünglühhender Phosphor, sie erinnerten an die Augen einer Wildkatze. Sie konnte nichts dafür, daß sie solche Augen hatte, es war das Erbteil einer alten Rasse, echte Keltenaugen waren es.

Da stand ein Wagen, an dem war eine Galerie angebaut. Zwischen den mittlern Säulen, die das Dach dieses Ausbaus trugen, wallte ein roter Samtvorhang hernieder. Darüber war ein Schild befestigt mit einer goldnen Aufschrift. Auf diese geheimnisvollen Zeichen starrte das Kind, das nicht lesen konnte. Doch plötzlich schob eine braune Hand den Vorhang ein wenig zur Seite, und ein von wilden schwarzen Haaren umrahmtes Gesicht kam zum Vorschein. In dem Gesicht glühten ein paar dunkle, übergroße Augen. Als sich der Blick dieser Augen auf sie richtete, überkam Wennola ein Schrecken, der ihr die Glieder lähmte. Das ist Döchern, die Wahrsagerin, hörte sie die Umstehenden sagen. Sie kann alles voraussagen, was dir oder mir noch geschehen wird. Sie weiß mehr von uns als wir selbst!

Molait, hierher ins Zelt — du Träumerin! Es war Marie-Ange's rauhe Stimme, die sie jetzt aus dem Bann der unheimlichen Augen Döcherns, der Wahrsagerin, erlöste. Sie schüttelte sich und lief in das lange Zelt hinüber, in dem eine große Menschenmenge Platz finden konnte. Auf der einen Seite waren Bänke aufgeschlagen, auf der andern der Boden mit Heu belegt, das den Pilgern zum Nachtlager dienen sollte. Marie-Ange war eben dabei, ihre Krüge und Gläser auszuwickeln und auf dem improvisierten Schenkttisch zu verstauen, dabei sollte die kleine Wennola ihr an die Hand gehn. Sie tat es denn auch, flink, geschickt und ernsthaft, wie es einer geübten Hausfrau zukommt.

Als Marie-Ange sie endlich freigab und sie aus dem Zelt wieder ins Freie trat, hatte sich die sonstige Einsamkeit der stillen ernsten Dünenwüste in ein lärmendes Volkslager umgewandelt. Rings um die Wunderquelle umher, die nahe der Kirche dem Boden entspringt, standen improvisierte Zelte aufgerichtet. Zerbrochne Ruder waren in den Boden gepflanzt und alte Segel darüber gespannt. Dies seltsame Lager umzog ein Ring von umgestülpten Karren, die ihre Deichseln steil in die Luft streckten.

Um die Kirche her, im Schatten der Ulmen aber lagerte schon das Heer der Bettler, die sogenannten „Könige der Palude“. Diese kannte Wennola wohl und wußte, daß ihnen der heutige Tag gehörte. Jahr für Jahr kamen sie an diesem Samstag angerückt, auf Krücken, mit verstümmelten Gliedmaßen, Taube, Blinde und Lahme, immer dieselben, die getreuesten Anhänger der heiligen Anna. Sobald sich ein paar anständig gekleidete Pilger der Kirche näherten, warfen sie sich ihnen in den Weg unter wildem Geheul. Zahlt das Armenrecht! schrien sie.

Die kleine Wennola aber drängte sich unangefochten durch sie hindurch in die bunte Festkirche. Da stand nun die gefeierte Heilige in grüner, blumiger Laube, von einem Meer von Herzen umstrahlt. Sie sah heute beinahe jung und fast fröhlich aus in ihrer neuen saubern Festtracht. Daß sie selbst, die kleine Mola, die genächt hatte, kam ihr jetzt beinahe frevelhaft vor. Denn da warfen sich die Pilger auf die Knie und küßten demütig den Saum des Rockes, da hoben die Frauen ihre Kinder in die Höhe, damit diese mit ihren ungeschickten Patschhändchen die Haube der lieben Heiligen streicheln konnten.

Ganz im Hintergrunde kauerte Mutter Monik. Auch die sah heute verwandelt aus, jünger und froher. Mit strahlenden Augen sah sie unverwandt nach ihrer steinernen Schwester hinüber, die heute so hoch geehrt, so viel geküßt und geliebt wurde. Zu dieser alten Freundin flüchtete sich jetzt das aufgeregte Kind und schob sein heißes Händchen zwischen die gefalteten Hände Mutter Moniks.

Mit strahlenden Augen sah die Frau auf das Kind: Welch ein Tag, Molait! O, Welch ein großer Tag! sagte sie leise. Verständig nickte die Kleine. Und morgen erst! Morgen, da wird es noch schöner! dachte sie bei sich. Wie waren sie beide stolz auf die großen Ehrungen, die ihrer lieben Heiligen zuteil wurden!

Aber Gwennola mußte wieder ins Zelt von Marie-Ange zurück. Es war unterdessen dunkle Nacht geworden. In der Schlafecke schnarchten schon eine Anzahl Pilger, während auf der andern Seite noch getrunken und gegessen wurde beim flackernden Schein eines Talglichts. Die Würste dampften in zinnernen Schüsseln, und Marie-Anges Champagner, mit Alkohol versetzte Limonade, zischelte leise in den Gläsern. Dazu glimmerten geheimnisvoll die zum Anzünden der Pfeifen ringsum aufgestellten Kohlenbecken. Draußen vor der Zeltöffnung aber sah man das Feuer brennen, über dem an großer Aftgabel der Riesenkessel schwankte, worin Marie-Ange ihren Kaffee kochte. Sie und da jagte der Wind einen Flug winziger Funken von der primitiven Feuerstatt davon. Die Fünkeln schwirrten ins vertrocknete Dünengras hinein, aus dem dann kleine, schnell wieder ersterbende Flämmchen aufzuckten. Und rechts vom Feuer sahen Gwennolas durstige Augen die dunkle Silhouette des Wagens auffragen, in dem Quéhern, die Wahrsagerin, sich versteckt hielt. Sie und da glitt der Feuerschein über den Samtvorhang hin, der dann als blutig-roter Fleck aus dem sonstigen Dunkel heraussach.

Warm war diese Sommernacht. Und es war, als ob mit der hereingebrochnen Dunkelheit gleichzeitig der Geist der Einsamkeit, der über diesen Küstenstrich die Herrschaft führt, befehlend die Hand aufhob. Immer leiser wurde das Gesumme der Menschen, immer lauter die brandende Meeresstimme.

Bis plötzlich ein wilder, trauriger Gesang losbrach, der als schreiender Mißklang den Nachtfrieden durchschnitt. Rau, wüst und heiser klangen die Stimmen der Sänger. Die Könige der Palude waren es, die da singend abzogen. Ein ungeordnetes, hinkendes, stolperndes Heer. Wie Uhrenpendel schwankten die Leiber der Krüppel zwischen den Krüden hin und her; mit aufwärtsgekehrten, regungslosen Gesichtern schritten die Blinden, den Stock tastend vor sich herschiebend. Zerlumpte Weiber, den Säugling im Arm, schwankten mit in dem gespenstischen Zug und mischten ihre schrillen Stimmen in das Geheul der Männer. Schauerlich schallte das Lob der heiligen Anna aus den Kehlen der Trunkenbolde in die Nacht hinein. Langsam wälzte sich der Zug dahin. Nur heute sind sie Könige gewesen, nur einen Tag im Jahre währt ihr Recht und ihre Macht. So spricht der alte Brauch es ihnen zu.

Enn eskoptia Gerné, war vordik ar mor glaz . . .

Im Bistum von Cornouailles, am Rand des blauen Meeres . . .

Schon weit entfernt hallt der Gesang. Und endlich wird es ganz still, die ewige Meeresstimme beherrscht wieder allein das Schweigen der Nacht.

Nun lauf heim, flüstert Marie-Ange und drückt der kleinen Nola ein Geldstück in die Hand.

Aber das Kind ist noch immer nicht müde. Zu schade wäre es, in dieser Nacht das köstliche Leben zu verschlafen!

Noch schnarchen sie ja nicht alle wie im Zelt von Marie-Ange. Es gleiten noch Schatten zwischen den welligen Dünen umher, und drunten in den Spalten der Klippen flüstert es leise.

Es gibt noch fremde Menschen zu sehn, vielleicht ein leise gesungnes Lied zu erlauschen. Begierig schleicht das Kind der Einsamkeit den Schatten nach. Paarsweise gehn sie, immer Hand in Hand. Es sind Matrosen aus Brest, die sich Urlaub fürs Fest der heiligen Anna, der Schutzpatronin der Seefahrer, erbeten haben, um vor ihrer nächsten langen Meerfahrt ihre douces, ihre Bräute, noch einmal zu umarmen. Von der Insel Tristan, aus Tréboul und Saint Guennolé und noch weiter her sind die Mädchen zum Fest gekommen, zur gütigen Heiligen, die nichts dagegen hat, wenn sie mit ihren zukünftigen Gatten vor der langen Trennung,

auf die vielleicht nie ein Wiedersehn folgen wird, eine letzte, stille, traurig-selige Nacht durchwachen.

Nola sieht nichts, das ihren Kinderaugen Schaden bringen könnte. Das große Meer hält eifersüchtige Wacht, der Sternenhimmel spannt sich hoch und hehr wie ein Kirchendach und heilig über diese Liebespaare aus, die in den Grotten der zerrissenen Klippen stumm und ernst beieinander sitzen. Sie sind von keuscher, stolzer, schwermüthiger Art, die Söhne und Töchter des alten keltischen Seemannsvolks der Bretagne. Ein leises, klagendes Lied, tönt ständig in den Herzen dieser Liebesleute, zittert auf den Lippen, die sich zum Kusse darbieten:

Rô peuc'h! rô peuc'h, mestrezik flour
 Me mél ma marso bars an dour . . .
 Schweig still, schweig still, mein Herrin süß,
 Ich seh im Wasser meinen Tod . . .

Nein, sie erlauschte kein neues Lied mehr in dieser Nacht, die kleine Gwennola Kerlaz. Nichts als das alte wohlbekannte Seemannslied, das ihre Brüder auch gesungen hatten, zog leise klagend durch die Nacht: Ich seh im Wasser meinen Tod . . .

Dann kam der Sonntag und mit ihm Gefährt an Gefährt. Lange Leiterwagen rasselten heran, gedrängt voll mit Matrosen und Frauen. Die langen viel-farbnen Tücher der zuhinterststehenden Mädchen legten den Boden. Und dann kamen die Kranken, gefahren, geführt und getragen. Ein paar Frauen standen mit Schöpfbechern an der heiligen Quelle, sie reichten den Kranken zu trinken, gossen von dem wundertätigen Wasser über die offenen Wunden, die schmerzenden Glieder der Armen. Da waren viel schmerzhaft verzogne, viel inbrünstig hoffende, selig verklärte Gesichter an der alten Wunderquelle der Palude zu schauen.

Gwennolas Blicke aber waren heute ununterbrochen in erwartungsvoller Spannung auf die Kirchentür geheset. Und endlich öffnen sich beide Türflügel zugleich: die ersten Bannerträger treten aus dem Portal. Hoch oben in der stillen klaren Luft schrillen wirr und hell die aufgeregten Glockenstimmen durcheinander. Gleich einem aus Goldstaub gewobnen Schleier lagert der sonnendurchschimmerte Nebel über dem weiten, regungslosen Meer. Die bunten Seidenbanner wehn leise. Langsam entrollt sich das Märchenbild. Aufrecht und ernst, im Takt der gesungenen Vitaneien kommen die jungen Frauen und Mädchen in ihren altmodischen Prachtgewändern dahergeschritten, die sie nur einmal im Jahre, am Gnadenfeste der heiligen Anna anlegen, und die sich von Mutter auf Tochter vererben durch viele Generationen hindurch. Sehn sie nicht wie heidnische Priesterinnen aus, wie Königinnen aus dem fernen Orient, wie bunte kostbare Heiligenbilder? Schwer sind diese Trachten von Goldstickerei, schwer und steif. Darüber die ernsten Gesichter, streng wie aus Holz geschnitz, rein und schön . . . Aber die kleine Gwennola sieht nicht auf die Gesichter, nur auf die Gewänder. Ein begehrllicher Funke entzündet sich in den Tiefen ihrer Augen. Solch ein leuchtendes, buntes, kostbares Kleid möchte auch sie. Wie ärmlich steht sie da am Wege in ihrer leichten, billigen Schürze, die nur notdürftig die Flicken ihres abgetragnen Kleidchens deckt! Ach, solch ein Prachtgewand möchte sie tragen, wenn sie groß ist und in der Profession mitschreitet! Sie weiß wohl, wie vermessen und ganz unerfüllbar dieser Wunsch ist. Der toten Mutter einfaches Festkleid hat der Vater längst vertrunken, und wer sollte ihr ein neues schenken, und noch dazu solch ein reiches, buntes, von Seide und Gold strotzendes, wie sie es sich wünscht? Sie drückt das unsinnige Verlangen wieder tief, tief in ihr leidenschaftliches Herzchen zurück, aber ihre Lippen zucken.

Plötzlich aber werden ihre begehrllich flimmernden Augen wieder gut und still. Die „Witwen des Meeres“ treten aus dem Portal, alte, junge, aufrechte und gebeugte

Gestalten, sie bilden einen langen, langen Zug. Und alle haben sie ihre Kerze ausgeblasen, zum Zeichen, daß auch ihres Lebens Licht erloschen ist.

Da! Ja, das ist Mutter Monik, ihre Mutter Monik, die da in der letzten Reihe mit im Zuge schreitet. Freilich, das darf sie wohl, sie gehört ja zu ihnen, zu den Witwen des Meeres. Heute hat sie nicht nur ein steinernes Bild, sondern alle, alle diese Frauen zu Schwestern. Und da ist der Kummer in ihrem mühsam beruhigten Herzen plötzlich wieder hell aufgewacht. Wie weint und schluchzt Mutter Monik unter ihrer großen grauen Witwenhaube. Die Frau zu ihrer Linken nickt ihr teilnehmend zu — und dann schluchzt auch sie. Aber da kommen schon die andern, die „Geretteten“ dicht hinter den weinenden Frauen geschritten. Sie tragen denselben alten Arbeitsanzug, den sie während des Schiffbruchs am Leibe hatten, und den die wilde böse Ahes schon an einem Zipfel gefaßt hielt. Die gesamte Mannschaft eines untergegangnen Schiffes kommt da gezogen. Der kleine Schiffsjunge schreitet voraus, um den Hals trägt er ein Brett gebunden, auf dem Zeichen und Nummer des verunglückten Schiffes steht, das einzige Trümmerstück, das die Wellen ans Ufer gespült haben. Er tritt Mutter Monik beinahe auf die Fersen, der glückliche kleine Bursche, der Anführer der „Geretteten“. Diese singen mit einer fast wilden Inbrunst, vom vielen Trinken erregt. Ihre Stimmen überrönen das Weinen der Frauen, aber ihre Gesichter bewahren einen seltsamen Ernst. Denn sie wissen es wohl: Sankt Anna, die Schützerin der Seeleute, tut für sie, was sie kann, doch während sie ihr zum Preise singen, lacht die andre da draußen — sie hören sie deutlich —, und wer ihrem Griff zweimal entrisen wurde, wehe ihm, wenn sie ihn zum drittenmal zu fassen bekommt! Weder Trost noch Hohn will es befragen, wenn sie so dicht hinter den schmerzgebeugten Müttern und Witwen herschreiten, diese glücklich Geretteten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 22. November 1908

(Das Ergebnis der Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler. Die erste Lesung der Reichsfinanzreform. Zeche Nabbod.)

Im Anschluß an die Reichstagsdebatten über die Veröffentlichung des Daily Telegraph hat Fürst Bülow dem Kaiser bei der ersten Gelegenheit, die sich dafür ergab, nämlich unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers nach Potsdam, Vortrag gehalten. Selbstverständlich entzieht sich der Verlauf dieser Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler ganz und gar der Öffentlichkeit, und es ist ein vollkommen müßiges, überflüssiges Beginnen, auch nur Vermutungen darüber anzustellen. Das allein in Betracht kommende Ergebnis aber war, daß der Reichskanzler ermächtigt und beauftragt wurde, den Inhalt einer kaiserlichen Erklärung zu dem Fall öffentlich bekannt zu geben. Damit hat sich der Kaiser zu einem Akt hochherzigen Entgegenkommens gegen die Wünsche des Volks entschlossen, und dieser Entschluß tilgt einen guten Teil des Schadens, den die Monarchie durch den beklagenswerten Zwischenfall erlitten hat. Es kommt nicht in Betracht, daß vereinzelte Preßstimmen auch nach dieser kaiserlichen Erklärung noch versuchen, sich zum Dolmetsch der Stimmungen